



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 190.

Dienstag, 17. August

1926.

Herztod.

(15. Fortsetzung.)

Roman von Wilhelm Serbert.

(Nachdruck verboten.)

Um sie auch im Sommer bei sich zu haben, wußte der Baron die Tänzerin zu bestimmen, daß sie zu ihrem Schwager zog, der in der Hütte beim Schlosse Klammed hauste. Dieser Zufall, der ihr damals vom Glücke ganz besonders für sie vorbereitet dünkte, wurde zum Verderben für sie und für andere. Zu leichtsinnig und in Koll und seine blendende Lebensstellung zu sehr vernarrt, um von ihm zu lassen, als sie merkte, wie es um ihn und Hedi stand, trug Sybille mit der Schuld, daß die Baroness sich von dem Baron wendete, als sie mit seinem Frauenempfinden erkannte, daß er ihr die Treue brach. Die Gräfin von Sawinten wußte zu viel von dem innersten Wesen ihrer toten Freundin, um nicht zu verstehen, daß es für diese nach der furchtbaren Enttäuschung keinen Rückweg mehr gegeben hatte. Ihr reiches, weiches Herz starb an der Erkenntnis seines Betruges. Nicht seine Schwüre, nicht die Vermittelungsversuche der Tante hielten das Unheil auf.

Es klang erschütternd, als Sybille nun, sich und ihn zerfasernd, schilderte, wie er durch seinen Leichtsinn um die kühnsten Hoffnungen — auf Hedis Hand, auf das damit verbundene Erbe — sich verkürzt sah. Ja, er mußte nach dem Tode der Tante besorgen, daß der Onkel — wenn er von Hedi erfuhr, was geschehen war — seine Hand gänzlich von ihm zurückziehen und ihn wieder in das Abenteuerleben hinausstoßen würde, das er früher geführt hatte.

Während in dem stillen Turmzimmer des einsamen Waldschlosses die Nadel der jungen Näherin durch die weiche Seide glitt, erstand vor Ates geistigem Auge noch einmal der tödliche Haß, der sich in Koll gegen seine Base entwickelte, die er einst geliebt oder doch zu lieben vorgegeben hatte. Und an seinem Haß entzündete sich jener Sybilles, heißer noch als der seine, weil es bei ihr neben der Habgier die Leidenschaft für ihn galt — den Kampf zwischen Weib und Weib. Sie erblickte in der Höherstehenden das bevorzugte Kind des Glückes, das ihr in den Weg trat auf der Suche nach Liebe und Reichtum.

Ate hörte, indem sie schauernd das Kommende vorausah, wie in den beiden von Haß und Begehren gepeinigten Seelen der Gedanke aufstieg, daß die Bahn für sie freilag, wenn es möglich wäre, Hedis Einfluß auszuschalten und den Baron an ihrer Stelle bei seinem Onkel in das Licht der Gnadenjonne zu stellen.

Dieser Gedanke brannte in ihren Köpfen bei den heimlichen Zusammenkünften, die sie im Walde, zur Nachtzeit sogar im Schloßpark hatten.

Tiefer verbohrt sich Leichtsinn, Zorn und Verlangen in diese Idee, aus der nur langsam — gleich giftigen Glimmen aus fauler Beute — feindselige Pläne, arglose Vorzüge voll Heimlichkeit und Gewalt hervortraten. Die junge Bäuerin hatte die Hände in den Schoß gelegt und sprach mit starren Augen in die Dämmerung hinein. Mit klopfendem Herzen und gesenktem Haupte lauschte die Gräfin dem Verhängnis, das sich in unerbittlicher Schärfe vollzog.

Trullacher, ein stumpfsinniger, in sich gefehrter Mensch, sah neben seinem stillen, unscheinbaren Weib

die blühende, glühende, feinere Schwester, für die ihn eine tollwütige Leidenschaft erfaßte. Um ein Wort von ihr war er zu jedem Wahnsinn bereit. Und dieses Wort fand sich — öfter und öfter. Von Sybille und dem Baron hörte er bisweilen in hingestauten Reden, wie es den beiden glücken könnte, wenn Hedi nicht wäre. So sinnlos war seine Leidenschaft, daß er den Trug nicht merkte — daß er nicht einsah, wie er selbst ja doch so leicht der Getäuschte war und blieb, wenn es den zweien gelang. Um die schönen Augen der Schwägerin war ihm Ehre feil und Seelenruhe.

Ate glaubte aufspringen und wegeilen zu müssen — sie meinte, die Tänzerin hassen zu müssen, wie diese in Selbstzerfleischung mit unheimlicher Klarheit die Qualen schilderte, in denen Hies Trullacher zu der schrecklichen Tat herabsank. Aber das ungeheure Schicksal, das sich vor ihr enthüllte, bannte die Gräfin und das Staunen über den Drang zur Wahrhaftigkeit, der Sybille alle Selbstschonung vergessen ließ.

Trullachers unbeflügelter Geist konnte nicht mehr los aus den Fesseln, die sich immer enger um ihn legten. Er fraß das Gift Tag und Nacht in sich hinein . . .

Bis er eines Abends spät Hedi von Klammed, die gern ihr einsames Leid in den schweigenden Forst trug, zwischen Busch und Baum tückisch von rückwärts niederstieß . . .

Ate erhob sich und trat an das Fenster. Draußen lag der dämmernde Wald. Ihr im Rücken aus den Schatten des Zimmers klangen halblaut, wie im Traume gesprochen, in gleichmäßigem Tonfall die Bekenntnisse der Tänzerin.

Raum war die Tat geschehen, da überkamen Trullacher Grauen und Angst. Er hatte nicht die zähe unbarmherziger Hartnäckigkeit des zielbewußten Verbrechers. Die Sorge für sein Leben stand vor ihm auf, die Liebe und Sorge um sein Weib, seine Kinder.

Da traf er im tiefen Forst den jungen Bartl Seitz, der Sybille nicht weniger liebte als er selbst, nur weit, weit hoffnungsfreier — eben, weil er jung, unverheiratet, geistig freier und der Sohn eines wohlhabenden Mannes war.

Was der Mörder dem Bauernburschen gesagt hatte, war Sybille — obwohl sie heute diesen zum Mann hatte — nie ganz klar geworden. Bartl geriet, wenn er mit ihr darüber sprach, in einen Zustand verzweifelter Reue über das Geschehene, über den Tod seines Vaters, den er darauf zurückführen mußte, so daß sie nicht weiter in ihn dringen durfte, als er selbst sich vor ihr preisgab.

So viel war sicher: Trullacher wußte dem unerwarteten Mitwisser der Tat beizubringen, daß Hedis Leiche weggeräumt werden mußte, wenn nicht das fürchterliche Unheil über ihn selbst, über seine Familie und damit über die Tänzerin unmittelbar darauf folgen sollte.

Hies und Bartl schafften die Tote nach dem See, beschwerten sie mit einem mächtigen Felsstein und ließen sie in die Wellen hinab . . .

Ate, die nun alles klar vor sich sah, hatte den Kopf auf die beiden Hände gelegt und drückte so die Stirn

gegen das kalte Fenster. Langsam rollten heiße Tränen um die arme, elend ermordete Freundin aus ihren brennenden Augen.

Sybille war leise aufgestanden und kam schrittweise näher, während sie mit stockender Stimme das Letzte erzählte.

Als Hedis Leiche — wie die beiden Männer glaubten, für immer — in den See versenkt war, hatte der Bauernbursche den Forstarbeiter ans Ufer zurückgerudert und selbst, um nicht mit Trullacher in verdächtiger Gemeinschaft betroffen zu werden, die andere unzugängliche Seite des Sees aufgesucht, wo er den grauenenden Tag heranwartete und dann auf seiner kurzen Kahnfahrt beobachtet und von dem Jäger angeschossen worden war.

Die letzten Laute, die müde und erschöpft von Sybillens Lippen flossen, waren versichert, und das in eigener Folter zerbrochene Weib lag auf den Knien neben der Gräfin und preßte ihr heißes Gesicht an die Kleiderfalten der von ihr Abgewendeten, als ob sie von ihr — dem Ebenbilde Hedis, ihrer Rächerin — Urteil und Gnade erwartete.

In Alte, die sonst ihr heißes Blut mit seltener Kraft zu beherrschen verstand, tobte ein leidenschaftlicher Sturm. Alles schrie in ihr nach Strafe, nach Sühne. Sie hätte am liebsten das ganze Schloß, das ganze Tal aufgerufen und Sybille, ihren Mann, den Baron der erbarmungslosen Gerechtigkeit ausgeantwortet.

Rolf vor allem.

Allmählich sah sie klar, wohin ihr Weg gehen mußte. — Trullacher, der Mörder, hatte sich selbst gerichtet.

Die Tänzerin und der Bauer waren ein Paar geworden, Mitwisser, Mitträger der gegenseitigen Schuld. So, wie Alte nun beide aus dem Geständnis Sybillens kannte, würden diese zwei nicht ruhig in behaglichem Genießen eines einfachen, aber glücklichen Loses nebeneinander her leben können. Immer wieder würde die Tat, die Schuld, zwischen ihnen aufstehen. Sie würden sich dann läutern oder zugrunde richten. Neben ihnen stand, jedes Wort und jede Minute wägend, das Schicksal am einsamen Herd und bereitete, was ihnen zukam.

Aber Rolf!

Sein künftiges Los lag bei Alte. Ruhiger und klarer werdend, erkannte sie, daß die tote Freundin ihn in ihre Hand gegeben. Ihn zur Sühne zu führen, war ihre Aufgabe. Und sie wollte diese Aufgabe erfüllen. In sicherer Gewißheit des harten, aber unabwendbaren Anteiles an diesem Verhängnis, der ihr geworden war, wendete sie sich vom Fenster ab und ließ die Lichtflut des elektrischen Lüsters durch das Zimmer strömen. Dann ging sie zu Sybille, die noch immer vor dem Fenster lauerte, und richtete sie auf. „Haben Sie mir alles gesagt?“ fragte sie ernst und verzeihend.

Ein Zucken lief durch den Körper der jungen Bäuerin. Alles?! Schwer fiel ihr das Wort auf die Seele. Sie sah Rolf vor sich und erkannte mit Grauen, daß sie noch nicht ganz frei war von der alten Leidenschaft. Noch schrie irgend etwas um Schonung für ihn. Noch vermochte sie nicht das Äußerste. „Ja!“ flüsterte sie und log.

Aber Alte glaubte ihr. Denn was noch schwarz und unbekannt vor ihr lag, vermochte ihr Auge nicht zu durchdringen. „Es ist gut“, sagte die Gräfin und atmete freier. „Was Sie mir erzählt haben, bleibt Ihr und mein Geheimnis. Gegen Sie und Ihre Familie steht mir kein Handeln zu. Für Hedi vergebe ich Ihnen und Ihrem Manne.“

Unermittelt preßten sich Sybillens heiße Lippen auf ihre Hand. Die Tänzerin wagte nicht zu fragen, was Alte weiter sann. Aber sie wußte, nach welcher Richtung die Gedanken der Gräfin gingen.

Als Sybille aus dem Schlosse trat, glühte ein lodender Schein von Gehärdtes herüber, und dumpfe Rufe eines Feuerhornes erschreckten ihr aufgeregtes Gemüt.

Die Gegend, aus der die Flammen stiegen, wies auf ihr eigenes Heim. Mit fliegenden Bullen eilte sie durch die weglose Nacht dem Dorfe zu. Als sie dorthin kam, empfand sie, daß es Schicksal war, was zum Himmel prasselte.

(Schluß folgt.)

Die Geburt der Handtasche.

Ein Märchen von Carlo Brachvogel.

Die Mode und die Vernunft waren seit Jahrhunderten einander gram gewesen. Eines Tages aber (es ist schon lange her!) wurde die Mode nachdenklich und sprach zur Vernunft: „Bis zur Stunde habe ich die Frau gekleidet, beschützt, frisiert, geschnürt.“

„Verhunst hast du sie!“ sagte die Vernunft in ihrer derben Art. „Verhunst — und ich habe händeringend dabei stehen oder bestürzt mein Haupt verhüllen müssen!“

Die Mode lächelte ein wenig. „Du bist sehr hart in deinem Urteil!“

„Hart?! Viel zu milde bin ich! Jahrzehnte, Jahrhunderte lang hast du ein Zerrbild aus der Frau gemacht. Hast sie ins Nieder gepreßt, mit unzähligen Unterröden verwöhnt, liehest sie mit einer Schleppe den Straßenstaub aufwirbeln, auf geschweiften Stelzen einherstochen, hast ihr falsches Haar auf den Kopf getürmt und einmal sogar — ich werde noch rot, wenn ich daran denke! — einen Körperteil recht sichtbarlich wattiert, von dem man in guter Gesellschaft nicht spricht.“

Die Mode lachte bei der Erinnerung an die „Tournüre“ und zwitscherte: „Das ist alles lange her und vergessen! Ich bin älter und vernünftiger geworden.“

„Wer's glaubt, wird selig!“ brummte die Vernunft mißtrauisch.

„Ich will dir meine Besserung beweisen! Ich gedente aus Eva eine ganz neue Frau zu machen! Oder vielmehr: machen zu lassen!“

„Eine neue Zierpuppe?“

Die Mode sagte sanft: „Dein Mißtrauen kränkt mich. Glaube mir, ich bin bußfertig und geläutert. Ich sehe ein, daß für die neue Zeit, in der auch Eva arbeitet, studiert, hauffiert und Sport treibt, die äußere Erscheinung der Frau umgemodelt werden muß. Niemand anders wird das so gut können wie du.“

„Spät genug kommt die Einsicht.“

„Besser spät, als nie!“ zwitscherte die Mode und reichte der Vernunft eine Schere aus lauterem Golde. „Hier, nimm die Schere, mit der ich seit langen Zeiten Evas Garderobe zugeschnitten habe. Nimm sie und schneide oder trenne wie du willst!“

Die Vernunft wollte noch ein wenig mißtrauisch bleiben, aber der Anblick dieser goldenen Schere machte sie vor Stolz erglücken. Denn diese Schere bedeutete so viel wie ein Zepher, das ein König einem Nachfolger übergibt. Sie nahm also die Schere, spiegelte sich einen Augenblick in ihrem Glanz und sagte dann fast mitleidig zur Mode: „Und du? Du kannst doch nicht ganz ohne Schere bleiben! Eine Schneiderin ohne Schere — das gibt es nicht!“ Und im Vollgefühl neu errungener Macht setzte sie herablassend hinzu: „Und du warst doch immerhin erste Schneiderin, wenn du jetzt auch ins Hintertreffen gedrängt worden bist!“

Die Mode lächelte wieder, aber in ihrem krausen Herzen stieg schon Reue auf, daß sie sich so völlig aus der Hand gegeben hatte. Kein Gott, was würde die nüchterne und, wie es schien, obendrein hochmütige Vernunft aus ihrer äerlichen, verwöhnten Eva machen!

Ganz Vernunft würde die neue Frau sein! Brr! Eine Frau ohne wenigstens ein Quentchen Unvernunft — die Mode konnte sich dies Wesen nicht reizvoll vorstellen, und schnell beschloß sie in ihrem Innern, der zwar selbstgewählten, aber dennoch unerwünschten Nachfolgerin einen Streich zu spielen. Außer ihrer goldenen Zuschneidesehere besaß sie ja noch ein kleines stählernes Trennscherchen. Ohne daß die ob ihrer goldenen Herrschaftsheere noch ganz veräudte Vernunft es merkte, steckte die Mode das Trennscherchen heimlich zu sich.

Dann begann die Schöpfung der neuen Frau. Die Vernunft schnitt zunächst nicht zu, sondern weg. Schnitt die Korsetttrienem entzwei und die Bänder der zahlreichen Unterröde. Schnitt die falschen Haare ab, und erlaubte der Frau, sogar im Sommer ohne Hut und Handschuhe und bei jeder Bitterung ohne Schleier zu gehen. Schnitt den hohen Stehtragen vom Kleid, daß es halsfrei wurde, und die Schleppe machte dem kurzen Rock Platz. Wenn Eva nicht auf Louis-XV.-Abfäßen einherstelsen wollte, durfte sie auf niedrigem, breitem Stödel gehen, und kein Wattlefisen, kein Stahlreif täuschte schöne oder auch unshöne Formen vor.

Befriedigt stand die Vernunft vor ihrer Schöpfung.

„Ausgezeichnet!“ dachte sie. „Nicht ein Gran Unvernunft ist an dieser Frau.“

Da tat es einen leisen „Knips“, wie von einem kleinen Scherchen.

„Was war denn das?“ fragte die Vernunft argwöhnisch.

„Ich weiß nicht!“ sagte die Mode unschuldsvoll.
Eine kleine Pause. Dann fragte die Vernunft: „Wie gefällt dir meine neue Frau?“
„Ausgezeichnet. Sie sieht beinahe wie ein Jüngling aus.“

„Im. Das war nun gerade nicht die Meinung!“
Die Mode lächelte: „Keine Angst! Ich habe dafür gesorgt, daß jeder sie auf den ersten Blick von einem Jüngling unterscheidet —“
? ? ?

Die Mode lächelte bezaubernd und sieghaft: Sie hat keine Tasche in ihrem Kleid! — Ich habe sie ihr weggeschnitten. Während jeder Jüngling mindestens ein halbes Dutzend Taschen in seinem Anzug hat, muß deine neue Frau ihre Tasche in der Hand tragen.“

„Nähe! reich! sie der neuen Frau das Handtäschchen. Im Schweiß deines Angesichts sollst du die Handtasche tragen und unter Mühsal dein Portemonnaie daraus hervorkramen. Und immer sollst du es liegen lassen oder sonst irgendwo verlieren!“

Vergnügt griff die Frau nach der neuen kleinen Unvernunft. Die Vernunft aber stürzte wütend davon und schwur, sich nie wieder mit der Mode einzulassen.

So kam das Handtäschchen zur Welt.

Vom guten Trunk.

Von Dr. W. S. Hoffmann (Wien).

Während der heißen Sommermonate erscheint uns ein guter Trunk noch bestimmlicher als zu anderen Jahreszeiten. Wasser ist das eigentliche Getränk aller Tiergattungen, die nur trinken, um den Durst zu löschen; ein Geschöpf allein, der Mensch, trinkt auch aus anderen Gründen, und zwar nicht nur aus und ohne Durst, sondern sogar über denselben. Wir Menschen freuen uns, daß es möglich ist, aus dem Saft der Reben oder aus Hopfen und Malz anregende Getränke zu bereiten, und wir wissen, daß schon bei den alten Germanen die deutschen Grundeigenschaften, wie Mut, Gastfreundschaft und Tapferkeit im Kriege, mit der Trankliebe im engen Zusammenhang standen. Die alten Griechen und Römer suchten bei den Gelagen nicht nur den Gaumen, sondern alle Sinne gleichzeitig zu ergötzen. Sie streuten laubhoch Rosen auf den Fußboden und reichten Mörten und Feuerkränze mit Rosen und Veilchen durchflochten, auch wohlriechende Salben und Öle umher. Sie tranken zu Trinksprüchen mit Vorliebe für die Zahl der Mäusen neun Becher; wer aber mäßig sein wollte, beschränkte sich auf die Grazien und trank nur drei. — Den Römern verdankt Deutschland die ersten Weinbergsanlagen am Rhein und an der Mosel im 3. Jahrhundert. Das flüssige Gold blieb bis über das Mittelalter hinaus eine kostbare Gabe, womit Städte und Korporationen ihre Fürsten beschenken und ehren konnten. Der Segen des Weinstocks verbreitet sich durch viele Gauen, und es kamen Jahre, die den Rebenlaß in Überfluß brachten. Die Schwaben riefen den Weinheiligen nicht vergebens an: „O heil'ger Urban, schaff uns Trost, gib heuer uns viel edlen Most“, denn im Jahre 1426 kostete ein Eimer alter Wein in Württemberg 13 Kreuzer, und 1484 konnte man ein Maß für ein Ei kaufen. Man mußte zweimal im Wirtshaus zechen, ehe man die Zechen zahlen konnte, die nur einen einzigen Heller betrug. An manchen Orten sollen die Bausleute den Mörten mit Wein angerührt haben. Ein Edelmann überließ, um Fässer zu erhalten, den alten Wein seinen Bauern in der Fron zum Austrinken; darauf gab es so viele Händel und blutige Kämpfe, daß die Strafen dafür dem Edelmann als Gerichtsherrn mehr eintrugen, als wenn er den Wein verkauft hätte. Der Zorn war freilich, wie bei den Alten der Zorn, jener wütende Geselle, der mit der Trankluft häufig verbunden erschien; es läßt sich aber nicht leugnen, daß ihm zur Seite auch ein vorzüglicher Humor einhergeht. Er geißelt vorzüglich in der feuchten Atmosphäre der Bechtuben, und wir verdanken ihm so manches gute Lied, manchen trefflichen Spruch und die Grundlage zu dem gemütlichen Wirtshausleben, das sich in Deutschland ausgebildet hat, und zu dem nur der Deutsche das wahre Talent besitzt. Ihm ist das Glas nicht nur die dem Bacchus geweihte Schale, „die Seele schaut mit in den Becher“, wenn er trinkt und dazu ein empfängliches Gemüt zeigt. Der Spruch Sirach 31, 33: „Was ist das Leben, da kein Wein ist?“ enthält das größte Lob des Weines in den wenigsten Worten.

Wie bei den alten Germanen Meß und Bier die eigentlichen Getränke waren, so blieb letzteres, besonders in jenen Ländern, die den Weinbau nicht betrieben, das Hauptgetränk. Im Ratsteller wurden, dem ältesten Rechtsbrauche gemäß, Käufe und Verkäufe, Verpflichtungen und Kontrakte unter bestimmten Trinkfitten abgeschlossen. Im Lande Hadeln wurden die Freigerichte meist im Krüge ge-

halten. Im Braunschweig-Lüneburgischen war der Kellerverwalter nicht selten der oberste Richter. Das Mittelalter betrachtete den Ratsteller gewissermaßen als eine ehrwürdige, heilige Stätte, er gehörte nach dem Stadtrecht in Lübeck gleich den Kirchen, Friedhöfen, Marktplätzen usw. zu den besonders befriedigten Orten, an denen eigenmächtige Gewalttaten begangen, schwerer bestraft wurden, als wenn sie anderswo verübt worden wären. Das war ein Burgfrieden zu einer Zeit, als im lieben Deutschen Reiche ein gewaltiger Durst herrschte und eine Schlemmerei, welche bis zum Selbstvergehen führte, wie es auch ein späterer naiver Schlemmerspruch charakterisiert: „Ich wollt', ich wär ein Louisd'or, so kaufte ich mir Bier davor.“

Natürlich haben die veränderten Zeiten auch veränderte Trinkfitten hervorgerufen. Völlerei ist immer seltener geworden, und der bedächtige, bestimmliche Trunk wurde um so beliebter. Aber nicht nur in den Räumen und Gärten der Wirtshäuser, sondern auch dabei im trauten Kreise weilt der Deutsche gern beim schäumenden Schoppen Bier oder beim glühenden Wein oder bei einer gut bereiteten Bowle. Dann fliehen endlich einmal die Alltagsorgen, und die frohe Stimmung, die für neue Daseinskämpfe Kraft gibt, herrscht vor. So haben unsere Vorfahren und selbst die Größten unserer Nation gehandelt, weshalb auch wir zur rechten Zeit den rechten Trunk genießen und uns an ihm erfreuen wollen.

Kakteenzucht.

„Nanu, Sie haben keinen Kaktus? Ja, aber lieber Freund, Sie wollen doch ein moderner Mensch sein, wie können Sie da ohne Kaktus auskommen?“

Sie haben einen stichhaarigen Fözel, Sie sammeln Zeichnungen von George Groh, haben ein Motorrad mit eingebauter Dame auf dem Hinterrad und versagen dabei vollständig auf dem Gebiet einer expressionistischen Botanik?

Gehen Sie schleunigst hin und versorgen Sie sich mit diesem unumgänglich notwendigen Einrichtungsgegenstand. Eine Wohnung ohne Kaktus ist wie ein Ei ohne Dotter. Der Kaktus ist die Zimmerpalme des expressionistischen Menschen.

Ich habe einen: er steht auf meinem Schreibtisch. Es ist ein sogenanntes Greisenhaar und ähnelt, was den Bartwuchs anbelangt, ungefähr Hermann Vahr.

Ich kann dieses Greisenhaar sehr empfehlen. Man dokumentiert sich dadurch nicht nur als ein mit dem zeitgemäßen Schönheitsbegriff vertrauter Mann, sondern man kann ihn auch als Federputzer verwenden.

Dieses ist meine Erfindung, und ich habe es dadurch in Züchterkreisen zu einer gewissen Berühmtheit gebracht, nicht durch das Federausputzen, sondern durch die Tintenflecke, die sich in dem Grantopf gebildet haben. Ein Bekannter sagte mir, das sei eine sehr seltene Art und es müsse eine neue Importe sein.

Importen sind nämlich in diesem Fall keine Zigarren. Natürlich war ich auch in der Kakteenausstellung, weil ich mich jetzt zu Züchterkreisen rechne und meine Briefe unterschreibe ich immer: „Mit freundlichem Züchtergruß.“

Besonders gefallen mir einige Töpfe mit Hosentnöpfen. „Um Gottes willen, blamiere uns nicht!“ sagte mein Freund, „das sind ja keine Hosentnöpfen, das sind ja Kakteenfämlinge.“

Die Pflege meines Kaktus ist sehr einfach. Außer der Behandlung mit Tinte tue ich gar nichts. Das Erdreich ist infolgedessen recht trocken geworden, und ab und zu kippt die Pflanze aus dem Blumentopf und wirft mir das ganze Erdpulver aufs Manuskript. Das hat mich schon auf den Gedanken gebracht, Kakteen als Sandstreuer in Ermangelung von Löschpapier zu verwenden.

Devise: Kakteen sollten auf keinem besseren Schreibtisch fehlen! Meine Behandlung hat dem Kaktus gut getan. Nichts konnte ihn hindern, plötzlich das Blühen anzufangen. Man soll Kakteen eben abhärten.

Ich veröffentliche meine Erfahrungen zur Anregung und Nachahmung. Mit freundlichem Züchtergruß.

W. Foitzid.

Scherz und Spott

Zu viel verlangt. „Wird die Operation etwa gefährlich sein?“ fragt der Patient ängstlich. — „Unfönn!“ erwidert der Art. „Für 100 Mark können Sie keine gefährliche Operation verlangen.“

Der Beweis. „Für dich würde ich in die Hölle gehen“, ruft er schwärmerisch. — „Das sagst du so“, erwidert sie zweifelnd, „aber wie kannst du es beweisen?“ — „Werde meine Frau!“



Wie bleibe ich jung?

Auch eine „Frauenfrage“.

Von jeher haben Frauen gewünscht, den Zeitpunkt des Alters hinausschieben oder zum mindesten doch nicht älter auszusehen, als sie wirklich waren. In früheren Generationen kam das gefürchtete Stadium allerdings auch schon viel eher, als heute. Es mutet uns sonderbar an, zu lesen oder von unseren Großmüttern zu hören, daß man früher mit dreißig Jahren schon „alt“ war; junge Mädchen, die das zwanzigste Lebensjahr überschritten hatten, steuerten auf die „alte Jungfer“ los und suchten diesem Schicksal durch schnelle Heirat im Notfall selbst mit einem ungeliebten Manne zu entgehen, und eine Mutter erwachsener Töchter war früher ebenso selbstverständlicher Weise „altes Reagier“, wie sie heute die Kameradin und jugendliche Gefährtin ihrer Kinder ist, für deren Schwester man sie sehr oft hält.

Trotzdem hat auch für uns die Frage „Wie bleibe ich jung?“ ihre Wichtigkeit nicht verloren, im Gegenteil, sie hat an Bedeutung gewonnen, wenn auch in anderer Richtung. Wir leben in einem verarmten Lande und müssen alle unsere Kräfte anspannen, um uns wirtschaftlich zu behaupten. Wir leben auch in einer Zeit der heftigen Umstellung und der Krisen, und es ist namentlich für die Mutter von heute notwendig, jung und bewußt zu bleiben und nicht die Fühlung mit ihrer Zeit zu verlieren, damit sie ihren Kindern Führerin bleiben kann. Endlich noch sind in weit höherem Maße Frauen heutzutage darauf angewiesen, sich im Erwerbsleben durchsetzen, als früher, und das kann man nur, wenn man jung, gesund und leistungsfähig ist.

Damit kommen wir zu der Beantwortung der Frage, die sich Millionen von Frauen täglich vorlegen: „Wie bleibe ich jung?“ Diese Frage ist eigentlich nur zu beantworten durch eine Gegenfrage: „Wie steht's mit meiner Willenskraft?“ Denn das Jungbleiben ist in erster Linie eine Angelegenheit des Willens, und zwar körperlich wie geistig.

Nehmen wir das Körperliche als das verhältnismäßig Leichtere zuerst: In dem Augenblick, in dem eine Frau anfängt, sich zu vernachlässigen, hat sie dem Alter Tür und Tor geöffnet. Dazu gehört vor allen Dingen die Vernachlässigung der Körperformen, vollständig ausgedrückt, das „Dickenwerden“. Es ist eine Ausrede, wenn so viele Frauen behaupten, sie könnten „von Lust und Liebe“ leben und würden doch dick; das läge nun einmal bei ihnen in der Familie! Ererbte Neigung zur Korpusculenz ist sehr selten; eher schon ist auf eine Stoffwechselstörung oder das Sichanspannen irgend eines Leidens aus schnell zunehmender Körperfülle zu schließen, und man muß in solchem Falle schleunigst einen Arzt befragen. In den allermeisten Fällen aber ist der Verlust der jugendlichen Schlankheit auf Bequemlichkeit und Willensschwäche der Frauen zurückzuführen, die auf allerlei Leidenheiten nicht verzichten wollen oder unzureichende Bewegung haben bzw. ihren Körper nicht gründlich und sportlich „durcharbeiten“.

Nicht umsonst genießen alle unsere neuzeitlichen Methoden der Frauengymnastik und des Frauenportes ständig wachsende Beachtung von Seiten der Frauenwelt. Man fühlt und ahnt und findet diese Abnung später durch Erfahrung aufs Angenehmste bestätigt, daß in der sportlichen Betätigung und der dadurch zu erreichenden Stählung des Körpers der Weg zur Jugend bzw. zum Jungbleiben liegt. Jahrhundertlang wurde nicht nur die geistige, sondern auch die körperliche Ausbildung der Frau vernachlässigt; daß dies nun anders werden soll und auch wird, kann uns nur mit Freude erfüllen, und es wird auf uns ankommen, ob wir die Möglichkeiten benutzen, die uns heute zu Gebote stehen im Gegensatz zu früheren Geschlechtern, die z. B. Springen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen oder Radsahren als für Frauen unschicklich ansahen, vom Turnen in Trikot und Beinleid ganz zu schweigen!

Eine Willensfrage in erster Linie ist auch das geistige Jungbleiben. Gewiß ist es für die vielfach tatsächlich überlastete Hausfrau oder die Erwerbstätige nicht leicht, nach des Tages Last und Mühe noch die Spannkraft aufzubringen, um z. B. Bücher, Zeitungen und Zeitschriften zu lesen (von leichter Unterhaltungsliteratur, die eher schadet als nützt, sei hier abgesehen), Vorträgen zu folgen oder sich im Gespräch in allerlei Zeitfragen hineinzuwenden bzw. sich darüber zu unterrichten. Aber man sollte auch auf das geistige „Angesogensein“ Wert legen, sonst kann es einem leicht geschehen,

daß man eines Tages als alt und nicht mehr in Frage kommend angesehen wird. Hier wie fast überall gilt das Wort, daß, wer mit sich selber zufrieden ist, sein eigener Feind sei! Abgesehen wird sich auch hier die Willensübung lohnen, indem man auch ein arbeitsreiches und an materiellen Genüssen armes Leben auf diese Art verschönern und bereichern kann.

So wäre diese Kardinalfrage der Frau, wie sie jung bleibe, mit der kurzen Zusammenfassung zu beantworten, daß sie trachten soll, gesund, schlank und körperlich wie geistig beweglich zu bleiben, und es wird die Befolgung dieser Regeln ihr mehr nützen, als alle kostspielige und zeitraubende Behandlung in dem elegantesten „Schönheitskabinett“!

Ingrid ter Meer.

Von Besuchen und Besuchern.

Es ist ein schwieriges Kapitel, das von den Besuchen und Besuchern. Denn gar oft ist es nur ein unwillig ertragener Zwang, ein Sich-der-Konvention-Fügen, ohne innere Freude, im deutlichen Gefühl der Sinnlosigkeit, der Leere.

Wie viele Zeit, wie viel Kraft geben uns verloren durch Besuche und Besucher. Da sind alle möglichen Menschen, zufällige Bekannte, Kollegen, Mitbewohner des Hauses — und wir glauben die Verpflichtung zu haben, sie einzuladen, mit ihnen zu verkehren, sie zu besuchen. Sie nehmen uns vielleicht die letzten Stunden des Tages, Stunden, die unserer Familie, Mann und Kindern gehören sollten. Sie unterhalten uns mit Gleichgültigkeiten, die uns nicht interessieren, sie wissen allerlei Neues über den und jenen und wir haben nicht die Energie, nicht den Mut, ihnen zu sagen: „Das alles ist mir gleich, ich habe für solches Geschwätz keine Zeit.“

O nein, ganz im Gegenteil, wir sind höflich, wir sind liebenswürdig, wir lächeln freundlich und denken bei uns selbst: Wenn sie nur erst draußen wären.

Vielleicht auch hatten wir einmal ein inneres Verhältnis zu einem Menschen, aber die Jahre und das Leben ließen unsere Entwicklung ganz verschiedene Richtung nehmen. Es ist nichts Gemeinsames mehr zwischen uns, kein gleicher Klang, kein Miteinanderschwingen unserer Seelen. Wir aber halten das tote äußere Kleid längst gestorbenen Freundschaft mühsam aufrecht, opfern ihm Zeit und Nervenkraft, fügen vor uns und den anderen, anstatt einmal eine klare Aussage herauszuführen und uns selbst zu entscheiden, so oder so.

Oder plötzlich tauchen weit entfernte Verwandte auf, uns gänzlich fremd, fremder als viele, mit denen uns keine Bande des Blutes verbinden, uns vielleicht ganz unähnlich in Lebensanschauungen und Lebensführung, durch Welten von unseren Jenseits und unserem Hoffen geschieden. Wir aber opfern diesen Fremden, die uns vielleicht gar unympathisch, kostbare Stunden, die leer bleiben.

Wir klagen, daß wir keine Zeit zu innerer Sammlung, zur Selbstbefinnung hätten, daß wir kein gedankentiefes, schweres Buch mehr mit Verständnis lesen könnten — und opfern Fremden Stunden um Stunden — besuchend und Besuche empfangend.

Warum soll ein großer Kreis von Menschen um uns sein, dessen einzelnen Gliedern wir doch nicht nahe treten. Unter den vielen müssen wir die wenigen finden, die mit uns zusammenklingen können und wollen, die mit uns zu leben vermögen wie wir mit ihnen, die helfend und ratend, tröstend und hilfesuchend mit uns gehen, auch innerlich Freunde sind. Ein einziger von ihnen ist mehr wert als ein großer Kreis von Bekannten, die uns so fern stehen, wie wir ihnen.

Freundschaft müssen wir pflegen, nicht Bekanntschaft, denn edelste Kräfte können erwachsen aus der Freundschaft, von denen das „Bekannte“ nichts weiß. Und wer einmal den Kreis, der ihn umgibt, darauf hin mustert, wie sein wahres inneres Verhältnis zu den Menschen ist, der wird erschrecken über die viele innere Leere, die nur die Gewohnheit zugefüllt hat.

Keiner von uns kann es sich heute leisten, Verkehr mit Menschen zu pflegen, die ihm innerlich fremd und gleichgültig sind. Wir alle müssen streng sichten und scheiden, wahrhaftig gegen uns selbst. Die Zeit aber, die wir gewinnen, ohne etwas verloren zu haben, diene den Menschen, die zu uns gehören, der Familie, den Freunden, dem Werk. Und keiner wird es bereuen müssen, daß er Klarheit schafft zwischen sich und den vielen, denn reiche Frucht werden ihm die Stunden tragen, die er so sich und den Seinen gewonnen. Theodor M.